

Colum

Roman

Der Tänzer

McCann

rowohlt  
e-BOOK

Colum McCann

# **Der Tänzer**

*Roman*

Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren

 rowohlt  
e-BOOK

Dies ist ein Roman. Mit Ausnahme einiger Personen des öffentlichen Lebens, die ihre wirklichen Namen tragen, sind alle hier geschilderten Personen, Namen und Ereignisse frei erfunden.

Für Allison.

Für Riva Hocherman.

Und für Ben Kiely.

Mit tiefem Dank für eure Inspiration und euren Zuspruch.

Was wir, oder zumindest ich, überzeugt als Erinnerung ausgeben – womit wir einen Augenblick, eine Begebenheit, einen Sachverhalt meinen, die einem Fixierbad ausgesetzt und so vor dem Vergessen bewahrt wurden –, ist in Wirklichkeit eine Form des Geschichtenerzählens, die sich unaufhörlich in unserem Geist vollzieht und sich oft noch während des Erzählens verändert. Zu viele widerstreitende Gefühlsinteressen stehen auf dem Spiel, als dass das Leben jemals ganz und gar annehmbar sein könnte, und möglicherweise ist es das Werk des Geschichtenerzählers, die Dinge so umzuordnen, dass sie sich diesem Zweck fügen. Wie dem auch sei, wenn wir über die Vergangenheit reden, lügen wir mit jedem Atemzug.

WILLIAM MAXWELL: *Also dann bis morgen*

## ***Paris 1961***

*Was in seiner ersten Saison in Paris auf die Bühne  
geworfen wurde:*

zehn mit einem Gummiband umwickelte

Hundertfrancscheine;

ein Päckchen russischer Tee;

ein Manifest der *Front de Libération National*, einer

Bewegung der algerischen Nationalisten, in dem gegen  
die Ausgangssperre für Muslime protestiert wurde, die  
nach der Explosion einiger Autobomben in Paris  
verhängt worden war;

Narzissen, die aus den Gärten des Louvre gestohlen

worden waren, sodass die Gärtner Überstunden

machen und die Beete bis sieben Uhr abends

bewachen mussten, damit sie nicht weiter geplündert  
wurden;

weiße Lilien, an deren Stengel Centime-Münzen geklebt

waren, sodass sie, derart beschwert, bis auf die Bühne  
flogen;

so viele andere Blumen, dass der Bühnenarbeiter Henri

Long, der nach der Vorstellung die Bühne zu fegen

hatte, aus ihnen Sträuße band, die er an den folgenden

Abenden vor dem Bühneneingang an Verehrer  
verkaufte;

ein Nerzmantel, der am zwölften Abend durch die Luft  
flog, sodass die Zuschauer in den ersten Reihen einen  
Augenblick lang glaubten, über ihren Köpfen sei ein  
fliegendes Tier;

achtzehn Damenslips - ein Phänomen, das es in diesem  
Theater noch nie gegeben hatte; die meisten waren  
diskret mit Bändern umwickelt, doch mindestens zwei  
waren in aller Eile ausgezogen worden, und einen  
davon hob er nach dem letzten Vorhang auf und roch,  
zum Entzücken der Bühnenarbeiter, mit großer  
Gebärde daran;

ein Porträt des Kosmonauten Juri Gagarin mit der  
Unterschrift: *Flieg, Rudi, flieg!*;

einige mit Pfeffer gefüllte Papierbomben;

eine wertvolle Münze aus der Zarenzeit, die ein Emigrant  
hinaufwarf und die in ein Stück Papier gewickelt war,  
auf dem stand, dass er, wenn er sich seinen nüchternen  
Verstand bewahre, so gut sein werde wie Nijinski,  
wenn nicht besser;

Dutzende erotischer Polaroidfotos, auf deren Rückseite  
die Namen und Telefonnummern der Frauen standen;

Zettel, auf denen stand: *Vous êtes un traître de la  
Révolution*;

Glasscherben, geworfen von protestierenden

Kommunisten; die Vorstellung musste für zwanzig Minuten unterbrochen werden, damit die Scherben entfernt werden konnten, und der Vorfall erregte solchen Unmut, dass die Pariser Sektion der Partei wegen des negativen Echos in der Öffentlichkeit eine Sondersitzung anberaumte;

Todesdrohungen;

Hotelschlüssel;

Liebesbriefe;

und am fünfzehnten Abend eine langstielige, vergoldete Rose.



# **Buch Eins**

# 1

## *Sowjetunion 1941 - 56*

Drei Winter. Mit Pferden bahnten sie Wege durch Schneeverwehungen, sie trieben sie voran, bis sie starben, und dann aßen sie sehr traurig das Pferdefleisch. Die Sanis stapften durch den Schnee und hatten die Morphiumampullen mit Pflastern unter ihren Achseln befestigt, damit das Morphium nicht gefror, und je länger der Krieg dauerte, desto schwerer fiel es ihnen, die Venen der verwundeten Soldaten zu finden - die Soldaten verfielen zusehends und starben schon lange bevor sie wirklich starben. In den Gräben banden sie die Ohrenklappen ihrer Uschinkis fest um den Kopf, stahlen die Mäntel von Gefallenen und schliefen dicht zusammengedrängt, die Verwundeten in der Mitte, wo sie am besten gewärmt wurden. Sie trugen gefütterte Hosen, mehrere Lagen Unterwäsche, und manchmal machten sie Witze darüber, dass sie am liebsten Huren um den Hals tragen würden wie Schals. Nach einer Weile zogen sie die Stiefel nicht mehr allzu oft aus. Sie hatten Soldaten gesehen, deren erfrorene Zehen plötzlich einfach abfielen, und begannen zu glauben, dass man die Zukunft eines Mannes an seinem Gang ablesen konnte.

Zur Tarnung nähten sie zwei weiße Bauernhemden

aufeinander, sodass sie über die Mäntel passten, zogen mit Schnürsenkeln die Halsausschnitte wie Kapuzen um das Gesicht zusammen und konnten stundenlang unerkant im Schnee liegen. Die Flüssigkeit in den Rückstoßdämpfern ihrer Geschütze gefror. Die Pufferfedern ihrer MGs zersprangen wie Glas. Wenn sie Metall mit nackten Fingern berührten, riss die Haut in Fetzen ab. Sie machten Holzkohlefeuer und legten Steine hinein, die sie später in die Taschen steckten, damit sie ihnen die Hände wärmten. Wenn sie scheißen mussten, was nicht oft vorkam, hielten sie es für das Beste, in die Hosen zu machen. Dort blieb die Scheiße, bis sie gefroren war. Wenn sie dann einen Unterstand gefunden hatten, brachen sie die Masse heraus, und nichts stank, noch nicht einmal ihre Handschuhe – bis Tauwetter einsetzte. Sie banden Beutel aus Öltuch unter ihren Hosen fest, damit sie ihre Schwänze beim Pinkeln nicht der Kälte aussetzen mussten, und sie lernten, die Wärme in den Pissbeuteln zwischen ihren Beinen zu genießen, und manchmal half ihnen das, an Frauen zu denken, bis die Pisse gefror und sie wieder im Nirgendwo waren, auf einer weiten, von der Flamme über dem Schornstein einer Ölraffinerie beleuchteten Schneefläche.

Sie blickten über die Steppe und sahen die Leichen anderer Soldaten, erfroren, eine Hand in die Luft gereckt, ein Knie durchgedrückt, die Bärte weiß vom Frost, und sie lernten, den Toten die Kleider auszuziehen, bevor sie darin

in Leichenstarre verfielen, und dann beugten sie sich hinunter und flüsterten: Tut mir Leid, Kamerad, und danke für den Tabak.

Sie hörten, dass der Feind aus Mangel an Bäumen Leichen auf die Wege legte, und versuchten, nicht hinzuhören, wenn Geräusche über die Eisfläche hallten – Reifen, die über Knochen knirschten und weiterrollten. Nie herrschte Stille, denn die Luft trug alle Geräusche weit: das Zischen der Skier, auf denen die Spähtrupps unterwegs waren, das Summen der Hochspannungsleitungen, das Pfeifen der Granaten, ein Kamerad, der nach seinen Beinen, seinen Fingern, seinem Gewehr, seiner Mutter schrie. Morgens wärmten sie ihre Gewehre mit einer halben Ladung, damit ihnen der Lauf nicht bei der ersten Salve um die Ohren flog. Sie wickelten Kuhhaut um die Griffe der Flugabwehrkanonen und deckten die Kühlschlitze der MGs mit alten Hemden ab, um den Schnee am Eindringen zu hindern. Die Soldaten auf Skiern lernten, im Hocken zu gleiten, sodass sie ihre Handgranaten seitlich werfen und im Vorstoßen kämpfen konnten. Sie fanden einen zerstörten T-34, einen Verwundetentransporter oder sogar einen feindlichen Panzer, ließen die Kühlflüssigkeit durch den Aktivkohlefilter ihrer Gasmasken laufen und betranken sich damit. Manchmal tranken sie so viel Kühlflüssigkeit, dass sie nach ein paar Tagen blind waren. Sie strichen die Geschütze mit

Sonnenblumenöl ein – nicht zu viel auf den Schlagbolzen, gerade die richtige Menge auf die Federn –, und mit dem überschüssigen Öl rieben sie ihre Stiefel ein, damit das Leder nicht brach und Kälte und Nässe hereinließ. Sie sahen in den Munitionskisten nach, ob ein Fabrikmädchen in Kiew, Ufa oder Wladiwostok ein Herz für sie hineingemalt hatte, und selbst wenn nicht, war es, als hätte sie es getan, und dann schoben sie die Magazine in ihre Katjuschas, ihre Maxims, ihre Degtjarows.

Wenn sie vorstießen oder sich zurückzogen, sprengten sie mit 100-Gramm-Ladungen Schützenlöcher in die Erde, um ihr Leben zu retten, sofern ihr Leben etwas war, das sie retten wollten. Sie teilten sich Zigaretten, und wenn sie keinen Tabak mehr hatten, rauchten sie Sägemehl, Teeblätter oder Kohl, und wenn es nichts anderes gab, rauchten sie Pferdescheiße, doch die Pferde litten solchen Hunger, dass sie kaum noch schissen. In den Bunkern hörten sie Radio: Schukow, Jeremenko, Wassilewski, Chruschtschow, auch Stalin, dessen Stimme nach Schwarzbrot und gesüßtem Tee klang. In den Gräben wurden Lautsprecherkabel verlegt, man brachte Verstärker an die Front und richtete die Lautsprecher nach Westen, damit man die Deutschen mit Tangos, Radiosendungen und Sozialismus wach halten konnte. Man erzählte ihnen von Verrätern, Deserteuren, Feiglingen und schärfte ihnen ein, sie zu erschießen. Die roten Orden, die diese Toten an der

Brust trugen, nahmen sie ihnen ab und befestigten sie an den Innenseiten ihrer Kittelhemden. Zur Tarnung bei Nacht beklebten sie die Scheinwerfer der Wagen, Verwundetentransporter und Panzer mit Abdeckband. Sie stahlen es auch und wickelten es um Hände, Füße und ihre Fußlappen, und manche wickelten es sogar um die Ohren, doch das Band riss ihnen die Haut auf, und sie schrien, wenn die Erfrierungen kamen, und dann noch mehr, wenn die Schmerzen einsetzten, und einige hielten sich die Pistole an den Kopf und sagten Adieu.

Sie schrieben an Galina, Jalena, Nadia, Tania, Natalia, Dascha, Pawlena, Olga, Sweta und Walia – sorgsam geschriebene Briefe, die zu ordentlichen Dreiecken gefaltet waren. Sie erwarteten keine lange Antwort, vielleicht nur eine Seite, deren Parfümduft an den Fingern des Zensors blieb. Die Briefe an die Front bekamen Nummern, und wenn eine Nummernserie fehlte, wussten die Männer, dass es einen Posttransport erwischt hatte. Die Soldaten saßen in den Gräben, starrten ins Leere und schrieben in Gedanken Briefe an sich selbst, und dann waren sie mit einem Mal wieder mitten im Krieg. Granatsplitter trafen sie unter dem Auge. Gewehrkugeln durchschlugen ihre Wadenmuskeln. Bombensplitter fuhren in ihren Hals. Mörsergranaten brachen ihnen das Rückgrat. Phosphorbomben setzten sie in Brand. Die Toten wurden auf Pferdewagen geladen und in mit Dynamit

ausgehobenen Massengräbern beerdigt. Frauen aus der Umgebung kamen mit umgebundenen Kopftüchern zu den Gruben, um die Gefallenen zu betrauern und heimlich zu beten. Die Totengräber, die man aus den Gulags geholt hatte, blieben abseits stehen und ließen den Frauen ihre Rituale. Auf die Toten wurden noch mehr Tote gehäuft. Gefrorene Knochen waren schwer zu brechen, und so lagen die Leichen schrecklich verkrümmt da. Die Totengräber schaufelten Erde darüber, und manchmal stürzten sie sich in ihrer Verzweiflung selbst in die Grube, und noch mehr Erde wurde darüber geschaufelt, sodass es nachher hieß, man könne dort ein leises Beben spüren. Oft kamen abends die Wölfe aus dem Wald und trabten hochbeinig durch den Schnee.

Die Verwundeten wurden auf Wagen, Pferde oder Schlitten geladen. In den Feldlazaretten waren sie mit einer ganz neuen Sprache konfrontiert: Dysenterie, Typhus, Kongelation, Grabenfuß, Ischämie, Pneumonie, Zyanose, Thrombose, Herzschmerzen - und wenn sie von diesen Krankheiten genesen waren, schickte man sie wieder an die Front.

Auf dem Land suchten die Soldaten nach kürzlich abgebrannten Dörfern, denn dort war die Erde weich, sodass man sie aufgraben konnte. Der Schnee gab Geschichten preis: hier eine Blutlache, dort einen Pferdeknochen, das Gerippe eines

PO-2-Sturzkampfbombers, die Leiche eines Pioniers, den sie in der Spasskajastraße gekannt hatten. In Charkow versteckten sie sich in Trümmern und Ruinen, in Smolensk tarnten sie sich unter Ziegelsteinhaufen. Sie sahen Eisschollen auf der Wolga und entzündeten Öllachen auf dem Eis, sodass es aussah, als stehe der Fluss in Flammen. Bei den Fischerdörfern am Asowschen Meer fischten sie nach abgestürzten Piloten, die dreihundert Meter über das Eis geschlittert waren. An den Stadträndern standen ausgebrannte Häuser, und darin lagen noch mehr Tote im blutverschmierten Chaos. Sie fanden ihre Kameraden an Straßenlaternen aufgehängt – groteske Dekorationen, die Zungen von der Kälte geschwärzt. Wenn sie sie abnahmen, richteten die Laternen sich ächzend auf, und der Lichtkegel sprang ein Stück weiter. Sie versuchten, Deutsche gefangen zu nehmen, um sie den Männern vom NKWD zu übergeben, die ihnen Löcher in die Zähne bohrten, sie im Schnee an einen Pfahl banden oder sie in einem Lager hungern ließen wie die Deutschen ihre eigenen Gefangenen. Manchmal behielten sie einen, drückten ihm einen Spaten in die Hand, sahen zu, wie er sich mühte, in der steinhart gefrorenen Erde sein Grab auszuheben, schossen ihm, wenn er es nicht schaffte, von hinten in den Kopf und ließen ihn liegen. In ausgebrannten Häusern fanden sie feindliche Verwundete, die sie einfach aus den Fenstern warfen, sodass sie bis zum Hals im Schnee lagen,



und dabei riefen sie: *Auf Wiedersehen, Fritz*, aber manchmal hatten sie auch Mitleid mit dem Feind – die Art Mitleid, die nur ein Soldat haben kann –, wenn sie seine Briefftasche durchsuchten und feststellten, dass der Tote einen Vater, eine Frau, eine Mutter und vielleicht auch Kinder gehabt hatte.

Sie sangen Lieder für ihre eigenen fernen Kinder, doch wenige Augenblicke später stießen sie einem deutschen Jungen den Gewehrkolben in den Mund, und noch später sangen sie andere Lieder: Warum umkreist du mich, du schwarzer Rabe?

Sie erkannten die Manöver der Flugzeuge – die halbe Rolle, die Kerze, den Turn, den Immelmann-Turn –, das Aufblitzen des Hakenkreuzes, das Schimmern des roten Sterns, und sie jubelten, wenn ihre Pilotinnen die Maschinen der Luftwaffe jagten, sahen zu, wie diese Frauen aufstiegen und brennend abstürzten. Sie brachten Hunden bei, Sprengladungen zu tragen, und gaben ihnen mit schrillen Pfeifsignalen den Befehl, unter feindliche Panzer zu kriechen. Krähen inspizierten die Schlachtfelder, mästeten sich an den Toten und wurden dann selbst geschossen und gegessen. Die natürliche Ordnung wurde auf den Kopf gestellt: Der Morgen war verdunkelt vom Staub, den die Bombenexplosionen aufwirbelten, und in der Nacht leuchteten die Feuer meilenweit. Die Tage hatten keine Namen mehr; nur sonntags konnte man manchmal

über die weite Eisfläche hinweg hören, wie die Deutschen ihren Gott verehrten. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten gestattete man ihnen ihren eigenen Gott: Sie zogen mit Kruzifixen, Rosenkränzen und Gebetsmänteln in die Schlacht. Jedes Symbol war recht, sei es nun Gott, Pawlik Morosow oder Lenin. Die Soldaten sahen zu ihrer Überraschung, dass orthodoxe Priester und sogar Rabbis ihre Panzer segneten, doch nicht einmal mit diesem Segen vermochten sie dem Feind standzuhalten.

Damit dem nichts in die Hände fiel, sprengten sie auf dem Rückzug Brücken, die ihre Brüder gebaut hatten, zerstörten die Gerbereien ihrer Väter, brachten mit Schneidbrennern Hochspannungsmasten zu Fall, trieben Rinderherden in Abgründe, machten Molkereien dem Erdboden gleich, gossen Benzin in Silos, fällten Telegrafmasten, vergifteten Brunnen, legten Zäune um und rissen ihre eigenen Scheunen ab, um das Holz zu verfeuern.

Und als sie dann wieder vorrückten – im dritten Winter, als das Kriegsglück sich wendete –, fragten sie sich, wie irgendjemand ihrem Land so etwas hatte antun können.

Die Lebenden marschierten nach Westen, die Verwundeten fuhren nach Osten, in von Dampfloks langsam über die gefrorene Steppe gezogenen Viehwaggons. Sie drängten sich aneinander, die Gesichter dem Licht zugewandt, das durch die Ritzen drang. In der Mitte eines

jeden Waggons stand ein eiserner Eimer, in dem ein Feuer brannte. Die Männer zogen Läuse aus Achsel- und Schamhaaren und warfen sie in die Flammen. Sie drückten Brot auf ihre Wunden, um die Blutung zu stillen. Einige wurden aus den Waggons geholt und in Krankenhäuser oder Schulen gekarrt. Dorfbewohner kamen mit Geschenken. Die Männer, die im Zug bleiben mussten, hörten, wie ihre Kameraden weggebracht wurden, begleitet von Wodka und Siegeszuversicht. Und dennoch unterlag ihre Reise keiner Logik: Manchmal fuhr der Zug ohne anzuhalten durch ihre Heimatstadt; diejenigen, die ihre Beine noch gebrauchen konnten, versuchten, die Bretter der Wände herauszutreten, und wurden wegen Insubordination von den Wachen erschossen, und später, in der Nacht, stapfte dann eine Familie mit Kerzen durch den Schnee, denn es hatte geheißen, ihr Sohn liege tot, entehrt und steif gefroren neben der Bahnlinie, nur wenige Kilometer von seinem Zuhause entfernt.

In ihren blutverkrusteten Mänteln lagen sie wach, und die Waggons schaukelten hin und her. Sie ließen die letzte Zigarette herumgehen und warteten darauf, dass eine Frau oder ein Kind ein neues Päckchen durch die Ritzen steckte oder ihnen vielleicht sogar ein freundliches Wort zuflüsterte. Man gab ihnen Essen und Wasser, doch das brannte in ihren Gedärmen und machte sie nur noch kränker. Es gab Gerüchte über neue Gulags im Westen und

Süden, und sie sagten sich, dass ihre Götter sie bisher geliebt hatten, aber vielleicht nicht mehr viel länger, und so ließen sie ihre Amulette und Glücksbringer heimlich zwischen den Bodenbrettern hindurch auf das Schotterbett der Gleise fallen, wo eines Tages andere sie finden würden. Sie zogen die Decken bis zu den Bärten hoch und warfen noch mehr Läuse ins Feuer. Und noch immer spien die Lokomotiven Dampf in die Luft und zogen sie durch Wälder, über Brücken und Berge; die Männer hatten keine Ahnung, wo sie landen würden, und wenn eine Lokomotive den Dienst versagte, warteten sie, bis eine andere kam und sie weiterschob, nach Perm, Bulgakowo, Tscheljabinsk, wo man in der Ferne den Ural aufragen sehen konnte.

Und so dampfte im Spätwinter des Jahres 1944 täglich ein Zug durch Baschkirien, ließ den dichten Wald entlang des Belaja hinter sich, durchquerte die weite, schnee- und eisbedeckte Ebene und fuhr in die Stadt Ufa ein. Die Züge krochen über die zweihundertfünfzig Meter lange Stahlgitterbrücke; unter der Last gaben die Träger ein dumpfes Pochen und hohe, klingelnde Geräusche von sich, als trauerten sie schon im Voraus. Die Züge erreichten das andere Ufer des zugefrorenen Flusses und fuhren vorbei an den Holzhäusern, den Wohnblöcken, den Fabriken, den Moscheen, den ungepflasterten Straßen, den Lagerhäusern und Betonbunkern, bis sie schließlich den Bahnhof erreichten, wo der Stationsvorsteher in seine Trillerpfeife

blies und die Blaskapelle auf verbeulten Instrumenten spielte. Muslimische Mütter warteten auf dem erhöhten Bahnsteig und umklammerten Fotos. Alte Tataren stellten sich auf die Zehenspitzen und hielten Ausschau nach ihren Söhnen. Babuschkas kauerten hinter Eimern voller Sonnenblumenkerne. Händler standen in ihren Kiosken und ordneten feierlich aufs Neue die Leere ihrer Auslage. Krankenschwestern mit harten Gesichtern und braunen Uniformen machten sich bereit, die Verwundeten abzutransportieren. Unter den roten Metallschildern, die in der Brise hin und her schaukelten und auf denen die Elektrifizierung der ländlichen Räume gefeiert wurde – *Unser großer Führer und Lehrer bringt euch die Elektrizität!* –, lehnten müde Milizionäre an Säulen, und ein stechender Geruch nach Schweiß und Fäulnis lag in der Luft und ging den Verwundeten voraus. Und jeden Winternachmittag saß ein magerer, hungriger, gewitzter Sechsjähriger auf der Klippe über dem Fluss, sah auf die Züge hinab und fragte sich, wann sein Vater nach Hause kommen würde und ob er dann ebenso gebrochen wäre wie die Männer, die man unter den Dampfwolken zu den Klängen der Blasmusik aus den Viehwaggons hob.

Zuerst säuberten wir das riesige Gewächshaus. Nurija schenkte die Tomatenpflanzen einem Bauernjungen, der immer in der Nähe des Krankenhauses herumlungerte.

Katja, Marfuga, Olga und ich schaufelten den größten Teil der Erde hinaus. Ich war die Älteste und musste nicht so schwer arbeiten. Bald war das Gewächshaus ausgeräumt – eine Fläche so groß wie zwei Häuser. Wir schleiften acht Holzöfen hinein, stellten sie an den Wänden auf und machten Feuer. Nach einer Weile roch es im Gewächshaus nicht mehr so stark nach Tomaten.

Als Nächstes kamen die großen Stahlplatten an die Reihe. Nurijas Cousine Miljauscha war Schweißerin in der Ölraffinerie, und man hatte ihr erlaubt, fünfzehn Platten mitzunehmen. Sie lieh sich einen Traktor, hängte die Platten daran und zog sie durch die Krankenhauseinfahrt und den schmalen Weg entlang zum Gewächshaus. Die Platten waren zu groß für die Tür, und so mussten wir die hinteren Fenster ausbauen, um sie hineinschieben zu können. Der Bauernjunge half uns dabei. Er hielt den Kopf immer gesenkt – vielleicht war es ihm peinlich, dass wir Frauen so hart arbeiteten, aber uns machte das nichts aus, es war ja unsere Pflicht.

Miljauscha war eine hervorragende Schweißerin. Sie hatte es kurz vor dem Krieg gelernt. Sie trug eine Spezialbrille, und die blaue Flamme ließ die Gläser aufleuchten. Nach zwei Tagen war es fertig: ein riesiges Bad aus Stahlplatten.

Doch wir hatten nicht bedacht, wie wir das Wasser erwärmen sollten.

Wir versuchten es, indem wir es auf den Holzöfen zum Kochen brachten, aber obwohl die Luft im Gewächshaus warm war, weil die Sonne darauf schien, kühlte das Wasser zu schnell ab. Das Bad war einfach zu groß. Stumm und wütend standen wir herum, doch dann hatte Nuriya eine andere Idee. Sie fragte ihre Cousine Miljauscha, ob sie um etwa ein Dutzend weiterer Stahlplatten bitten könne, und schon am nächsten Morgen kam sie mit dem Traktor von der Raffinerie und hatte fünf Platten im Schlepp! Nuriya erklärte uns ihren Plan. Er war ganz einfach. Miljauscha machte sich gleich an die Arbeit und schweißte die Platten kreuz und quer in das riesige Bad, bis das Ganze aussah wie ein Schachbrett aus Stahl. Sie bohrte ein Loch in den Boden eines jeden Abteils, und Nuriya lieh sich von ihrem Schwager einen alten Automotor, an den sie eine Pumpe anschloss, mit der man das Wasser entfernen konnte. Es funktionierte perfekt. Wir jubelten. Jetzt hatten wir sechzehn Wannen, und weil sie klein waren, wussten wir, dass das Wasser warm bleiben würde. Auf die Ränder legten wir Planken, sodass wir von einer Wanne zur anderen gehen konnten, und schließlich hängten wir über die Tür ein Porträt unseres großen Führers und Lehrers.

Wir entzündeten Feuer in den Öfen, erhitzten das Wasser und füllten die Wannen. Als das Wasser warm blieb, lächelten alle, und dann zogen wir uns aus, setzten uns in die Wannen und tranken Tee. Die Scheiben des

Gewächshausen waren beschlagen, und uns war so mollig wie in einem Suppentopf.

Schön, sagte Nuriya.

Am Abend gingen wir ins Krankenhaus und sagten den Schwestern, wir könnten am nächsten Tag anfangen. Sie sahen erschöpft aus und hatten dunkle Ringe unter den Augen. Von drinnen hörten wir das Stöhnen der Soldaten. Es müssen Hunderte gewesen sein.

Nuriya nahm mich beiseite und sagte: Wir fangen sofort an.

Am ersten Abend badeten wir nur acht, aber am nächsten Tag waren es sechzig, und gegen Ende der ersten Woche kamen sie in ihren blutigen Lumpen und Verbänden direkt vom Bahnhof zu uns. Es waren so viele, dass sie auf langen Segeltuchplanen vor dem Gewächshaus Schlange stehen mussten. Manchmal war die Plane ganz steif von Blut und musste mit dem Schlauch abgespritzt werden, aber sie waren geduldig, diese Männer.

Katja legte denen, die draußen warten mussten, Decken um. Manche freuten sich, aber andere weinten natürlich, und viele saßen einfach da und starrten vor sich hin. Die Parasiten krochen auf ihnen herum, und die Fäule hatte bereits eingesetzt. Aber das Schlimmste waren ihre Augen.

Drinnen schor Nuriya ihnen den Kopf. Sie war schnell mit der Schere, und der Großteil der Haare war in Sekunden ab. Ohne sie sahen die Männer so anders aus – manche wie



Jungen, manche wie Verbrecher. Den Rest rasierte sie mit einem Rasiermesser ab. Danach kehrte sie die Haare rasch zusammen, denn die Läuse krochen darin herum. Das Haar wurde in Eimer geschaufelt, die an der Tür abgestellt wurden, wo sie der Bauernjunge abholte.

Die Soldaten genierten sich so sehr, dass sie sich nicht vor uns ausziehen wollten. In unserer Brigade arbeiteten keine jungen Frauen – die meisten von uns waren dreißig oder älter. Ich war siebenundvierzig. Und Nuriya sagte ihnen, sie sollten sich keine Gedanken machen, wir seien alle verheiratet – und das stimmte auch. Nur ich war nie verheiratet gewesen, warum auch?

Trotzdem wollten sie sich nicht ausziehen, bis Nuriya brüllte: Nun macht schon! Ihr habt nichts, was wir nicht schon mal gesehen haben!

Schließlich legten sie die Uniformen ab, nur die auf den Tragbahren nicht. Für sie nahmen wir Nuriyas Schere. Es gefiel ihnen nicht, wenn wir ihre Hemden und Unterhemden aufschnitten. Vielleicht dachten sie, wir würden ihnen versehentlich die Kehle durchschneiden.

Die Soldaten standen da und hielten sich die Hände vor das Geschlecht. Die Ärmsten waren allesamt so mager, dass sogar Katja sich dick vorkam.

Die verschlissenen Uniformen verheizten wir in den Öfen. Allerdings nahmen wir vorher die Orden ab und legten sie zu kleinen Bündeln zusammen, bis die Männer

gebadet hatten. Alle hatten natürlich Fotos und Briefe in den Taschen, aber es kamen auch einige seltsame Dinge zum Vorschein: die Tülle einer Teekanne, Haarlocken, Goldzähne, und einer trug sogar einen gekrümmten, verschrumpelten kleinen Finger mit sich herum. Manchmal waren auch unanständige Bilder dabei, die wir eigentlich nicht sehen sollten, aber Nuriya sagte, die Männer hätten für unser großes Vaterland viel durchgemacht, es stehe uns nicht zu, über sie zu urteilen.

Olga sprühte die Wartenden mit einer Chemikalie ein, die in Kisten den ganzen Weg von Kiew gekommen war. Wir vermischten sie mit Wasser und füllten sie in Düngemitteltanks – das Zeug roch nach faulen Eiern. Wir mussten die Gesichter der Soldaten abdecken, hatten aber nicht immer genug Verbandsstoff, und manchmal kam etwas davon in ihre offenen Wunden. Dann schrien die Männer, und sie taten mir so Leid. Danach stützten sie sich auf uns und weinten und weinten. Wir wuschen die Wunden mit Schwämmen aus, so gut es ging. Sie gruben die Finger in unsere Schultern und ballten die Fäuste. Ihre Hände waren so schwarz und knochig.

Nachdem die Wunden gesäubert waren, stiegen die Männer in die Wannen. Wenn einer seine Beine verloren hatte, mussten wir ihn zu viert hinunterlassen und aufpassen, dass er nicht ertrank. Die Armamputierten lehnten wir an die Stahlwand der Wanne, und dann blieb

eine von uns bei ihnen, um sie zu stützen.

Wir wollten ihnen nicht zu viel zumuten und sorgten dafür, dass das Wasser anfangs nur lauwarm war. Wenn die Männer in den Wannen saßen, gossen wir kochendes Wasser aus den Kesseln nach und gaben dabei Acht, dass wir sie nicht bespritzten. Sie riefen Aah! und Ooh!, und ihr Lachen war so ansteckend – jeder, der damit anfang, brachte uns wieder zum Lachen, ganz gleich, wie oft am Tag.

Das Gewächshaus hatte die Eigenart, alle Geräusche zu verstärken. Es war nicht direkt ein Hall, aber es schien, als würde das Gelächter von Glas zu Glas und schließlich zu uns, die wir uns über die Wannen beugten, zurückgeworfen.

Olga und ich waren die mit den Schwämmen. Anfangs nahmen wir keine Seife – das sparten wir uns für den Schluss auf. Ich fuhr ihnen mit dem Schwamm über das Gesicht – was für Augen sie hatten! –, und dann rieb ich ganz vorsichtig Kinn, Augenbrauen, Stirn und die Stelle hinter den Ohren ab. Den Rücken, der immer schmutzig war, wusch ich besonders gründlich. Man konnte die Rippen und die Biegung des Rückgrats sehen. Ich arbeitete mich zu ihren Hintern vor und tupfte sie mit dem Schwamm ab, aber nicht so sehr, dass es ihnen unangenehm wurde. Manchmal nannten sie mich Mama oder Schwester, und dann beugte ich mich vor und sagte:

Schon gut, schon gut ...

Doch meist starrten sie nur wortlos geradeaus. Ich nahm mir wieder ihr Genick vor, diesmal allerdings viel sanfter, und spürte, wie sie sich entspannten.

Die Vorderseite des Körpers war schwieriger. Oft war die Brust von Granatsplittern schlimm zugerichtet. Manchmal, wenn meine Hände auf ihrem Bauch waren, krümmten sie sich ganz schnell zusammen, weil sie dachten, ich würde sie da unten berühren, doch für gewöhnlich ließ ich sie das selbst tun. Ich war ja nicht dumm.

Aber Soldaten, die schwer verletzt oder apathisch waren, musste ich dort waschen. Meistens schlossen sie dann die Augen, weil es ihnen peinlich war, doch ein- oder zweimal geschah es, dass einer erregt wurde, und dann ließ ich ihn für fünf Minuten allein.

Olga tat das allerdings nicht. Wenn ein Soldat erregt war, zog sie seinem Ding eins mit dem Löffel über, den sie in der Schürzentasche hatte, und dann war der Fall erledigt. Wir anderen lachten nur.

Ich weiß nicht, warum, aber die Beine waren immer am schlimmsten - vielleicht lag es daran, dass sie die ganze Zeit in Stiefeln gesteckt hatten. Die Füße waren voller offener Wunden oder Schorf. Meist konnten die Männer kaum laufen. Sie sprachen viel über ihre Beine und erzählten, dass sie früher Fußball oder Eishockey gespielt hätten oder wie gute Langstreckenläufer sie gewesen

seien. Wenn der Soldat noch fast ein Junge war, ließ ich ihn den Kopf an meine Brust legen, damit er sich seiner Tränen nicht schämen musste. Doch wenn er schon älter war und etwas Ordinäres sagte, war ich sehr viel schneller mit ihm fertig. Manche machten gemeine Bemerkungen über die schlaffe Haut meiner Arme. Die bekamen dann zur Strafe keine Seife.

Zum Schluss wuschen wir ihnen die Köpfe, und manchmal, wenn sie nett waren, rieben wir ihnen noch einmal über die Schultern.

Das Ganze dauerte nicht länger als fünf Minuten. Danach mussten wir jedes Mal das Wasser ablassen und die Wanne desinfizieren. Mittels der Schläuche, die wir an den alten Automotor angeschlossen hatten, konnten wir das Wasser schnell abpumpen. Im Sommer starb das Gras ab, wo das Wasser landete, und im Winter färbte das Blut darin den Schnee bräunlich.

Schließlich wickelten wir die Soldaten in Decken und zogen ihnen neue Fußlappen, Krankenhaushemden, Pyjamas und sogar Mützen an. Es gab keinen Spiegel, doch manchmal wischten die Männer die beschlagenen Gewächshausfenster ab und versuchten, sich darin zu betrachten.

Wenn alle angekleidet waren, wurden sie auf Pferdewagen zum Krankenhaus gefahren.

Die Männer, die vor dem Gewächshaus warteten, sahen

ihre gewaschenen Kameraden davonfahren. Was für Gesichter sie machten! Ihre Augen leuchteten, als wären sie in einer Filmvorführung! Manchmal kamen Kinder, die sich hinter den Pappeln versteckten und zusahen. Man kam sich vor wie auf einem Volksfest.

Wenn ich abends nach Hause in die Aksakowstraße kam, war ich immer ganz erschöpft. Ich aß etwas Brot, drehte die Öllampe neben meinem Bett aus und schlief sofort ein. Die Leute im Zimmer nebenan waren ein altes Ehepaar aus Leningrad. Sie war Tänzerin gewesen, und er stammte aus einer reichen Familie. Sie waren Verbannte, darum hatte ich keinen Kontakt mit ihnen. Eines Nachmittags aber klopfte die Frau an meine Tür und sagte, die freiwilligen Helfer machten unserem Land Ehre, kein Wunder, dass wir den Krieg gewinnen würden. Dann fragte sie mich, ob sie ebenfalls helfen könne. Ich sagte, nein danke, wir hätten mehr als genug Helfer. Das stimmte nicht, und ich merkte, wie peinlich es ihr war, aber was sollte ich tun? Sie war ja nicht erwünscht. Sie ging wieder fort, aber am nächsten Tag fand ich vor meiner Tür vier Laibe Brot: *Bitte geben Sie das den Soldaten*. Ich verfütterte es an die Vögel im Leninpark. Ich wollte mich durch den Kontakt zu diesen Menschen nicht beschmutzen.

Als Anfang November die Feiern zum Gedenken an die Revolution stattfanden, hatten wir nur noch ein paar Dutzend Soldaten pro Tag zu baden, Nachzügler von der